





## BÜCHER FÜR ARBEITER

Johannes R. Becher / Levisite (Agisverlag, Wien).

Dieser Roman will zuerst als Kampfmittel, als Propagandamaterial, als revolutionäre Waffe gewertet werden. Als solcher ist er äußerst brauchbar. Grade durch seine Mischung aus Tatsachenschilderung und Utopismus, aus der Darstellung dessen, was ist, und dessen, was sein wird. Sein Thema ist brennend aktuell, es behandelt die Frage, die wie eine teuflische Drohung über uns allen schwer schwebt, es gestaltet, was unsre lebenswichtigste, unmittelbar zur Entscheidung drängende Wirklichkeit ist: die politische Situation der Gegenwart, die Vorbereitung des nächsten Krieges, der ein grausiger Kampf mit raffiniertesten chemischen Giften sein wird. Es ist das Schöne an Bechers Buch, daß es sich auch um das Gefährlichste nicht drückt, im Gegenteil, so deutlich wird, wie möglich und nötig ist, ein einziger scharfer Angriff bleibt. Wie Sinclair schöpft er aus namentlich belegten, sachlichen, wissenschaftlichen Quellen. So übermittelt er einem Publikum, das trockne Lehrbücher scheut, auf lebendige, jedem faßliche Art, wie es sich mit dem neuesten Stand technischer Verbesserung im Mordhandwerk verhält, was in den Teufelsküchen kriegswilliger Ingenieure und Chemiker ausgekocht wird. Die Darstellung dieser Dinge, und überhaupt der ganze, sozusagen „realistische“ Teil des Romanes, ist vorzüglich. Da gibt es Situationen, die für das heutige Deutschland durchaus typisch sind. So ein Honorationenzirkel: Landgerichtsdirektor, Oberstudienrat, Dechant, Fabrikbesitzer, Redakteur und der übliche, Geheimverbänden angehörige Leutnant, ist gut getroffen, mit seinem Scharfmachertum und sentimental verlogenen Kunstkult, ebenso ein Abiturientenstammtisch, eine Wahlversammlung, der Ruhr-Rummel. Nachher, wenn das Erträumte, Ersehnte kommt, ein Blick in die Zukunft getan, die Apotheose des revolutionären Gedankens und sein Triumph aufgemacht wird, geht es zu optimistisch, bombastisch, opernhafte barock zu für mein Gefühl. Sobald sich der Roman von den Tatsachen entfernt, ufert er aus, und schwächt meines Erachtens seine eigne Wirkung durch ein Zuviel, durch ein bengalisches Feuerwerk. Menschlich ist das erklärlich und sympathisch: nicht nur geht da wieder der Hymniker, der Ekstatiker Becher mit sich selber durch, sondern den leidenschaftlich an den Dingen Beteiligten, mit ihnen Leidenden, reißt es über die wegsamen Pfade hinaus. Im günstigsten Falle ergibt es ein effektvoll grelles Plakat, ein zauberkräftiges Manifest. Manchmal aber schieben sich in den großzügig revolutionären Roman parteiversandete Strecken, wo er wie die „Rote Fahne“ leitartikelt. (Dann gibt es auch stilistisch Wippchenentgleisungen wie diese: „Die Geschlechtskrankheiten pflanzen zynisch triumphierend ihr Banner auf.“) Was mich am offiziellen Partei-Kommunismus am meisten stört, dieser Nationalismus, der genau so fanatisch wie der alte, nur mit neuem Vorzeichen versehen ist, — ich spüre ihn auch in diesem Buche, gleich am Anfang, in der Art, wie der Rückzug eines deutschen Soldatenhaufens bei Kriegsende geschildert ist, und ganz deutlich später in der Kriegsberichterstatterschaft des Zukunftsgemetzels. Trotzdem bleibt Bechers Buch — um noch einmal das Wichtige zusammenfassen — wertvoll als revolutionäres Dokument, als eine Dichtung, die menschliches Verantwortungsgefühl, entschiedene Stellungnah-

me zu aktuellem Thema, kämpferischen Mut hat, voll Energieen, die sich mit gleicher Venemenz wider das wüste Heut und einem (allzu goldig gesehenen) Morgen oder Uebermorgen zu wenden.

Max Herrmann (Neiße)

Die Darstellung dieser Dinge, und überhaupt der ganze, sozusagen „realistische“ Teil des Romanes, ist vorzüglich. Da gibt es Situationen, die für das heutige Deutschland durchaus typisch sind. So ein Honorationenzirkel: Landgerichtsdirektor, Oberstudienrat, Dechant, Fabrikbesitzer, Redakteur und der übliche, Geheimverbänden angehörige Leutnant, ist gut getroffen, mit seinem Scharfmachertum und sentimental verlogenen Kunstkult, ebenso ein Abiturientenstammtisch, eine Wahlversammlung, der Ruhr-Rummel. Nachher, wenn das Erträumte, Ersehnte kommt, ein Blick in die Zukunft getan, die Apotheose des revolutionären Gedankens und sein Triumph aufgemacht wird, geht es zu optimistisch, bombastisch, opernhafte barock zu für mein Gefühl. Sobald sich der Roman von den Tatsachen entfernt, ufert er aus, und schwächt meines Erachtens seine eigne Wirkung durch ein Zuviel, durch ein bengalisches Feuerwerk. Menschlich ist das erklärlich und sympathisch: nicht nur geht da wieder der Hymniker, der Ekstatiker Becher mit sich selber durch, sondern den leidenschaftlich an den Dingen Beteiligten, mit ihnen Leidenden, reißt es über die wegsamen Pfade hinaus. Im günstigsten Falle ergibt es ein effektvoll grelles Plakat, ein zauberkräftiges Manifest. Manchmal aber schieben sich in den großzügig revolutionären Roman parteiversandete Strecken, wo er wie die „Rote Fahne“ leitartikelt. (Dann gibt es auch stilistisch Wippchenentgleisungen wie diese: „Die Geschlechtskrankheiten pflanzen zynisch triumphierend ihr Banner auf.“) Was mich am offiziellen Partei-Kommunismus am meisten stört, dieser Nationalismus, der genau so fanatisch wie der alte, nur mit neuem Vorzeichen versehen ist, — ich spüre ihn auch in diesem Buche, gleich am Anfang, in der Art, wie der Rückzug eines deutschen Soldatenhaufens bei Kriegsende geschildert ist, und ganz deutlich später in der Kriegsberichterstatterschaft des Zukunftsgemetzels. Trotzdem bleibt Bechers Buch — um noch einmal das Wichtige zusammenfassen — wertvoll als revolutionäres Dokument, als eine Dichtung, die menschliches Verantwortungsgefühl, entschiedene Stellungnah-

